

Bruno Hildenbrand

Grundlagen der Genogrammarbeit

Die Lebenswelt als Ausgangspunkt
sozialpsychiatrischer Praxis





Bruno Hildenbrand

Grundlagen der Genogrammarbeit

Die Lebenswelt als Ausgangspunkt
sozialpsychiatrischer Praxis

Mit einem Vorwort von Michael Konrad

Mit einer Abbildung

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2021, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: »historic buildings of alter flecken in freudenberg«/Shutterstock

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen
Druck und Bindung: ☺ Hubert & Co. BuchPartner, Göttingen
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-40751-7

Inhalt

Vorwort von Michael Konrad	9
Vorwort des Autors	13

Erster Teil

I Die Verachtung der Lebenswelt auf Grundlage des Cartesianismus: ein Dilemma der Genogrammarbeit und eine Übersicht über den Gang des Buches	17
II Grundlagen aus der Phänomenologie	23
1 Zu den Sachen selbst	23
2 In-der-Welt-sein	25
3 Die natürliche Welt kann sich in ihr Gegenteil verkehren	26
4 Das In-der-Welt-sein als Besorgen	28
5 In-der-Welt-sein und Relevanz	30
6 Modalitäten des In-der-Welt-seins	36
7 Der Leib als Fokus des In-der-Welt-seins	49
III Das Selbst	51
8 Ein Blick in die jüngere Vergangenheit	51
9 Nichtcartesianische Konzeptionen eines Selbst	52
10 Über die Phänomenologie und den Pragmatismus hinaus: Elemente einer integrierten Theorie des Selbst	56
11 Zwischenbilanz zu den Kapiteln 1–10	62
IV Die Psychiatrie als Feld therapeutischen Handelns	63
12 Rückblick auf Vorhandenes	63
13 Die anthropologische Proportion (Binswanger) – Formen missglückten Daseins	68
14 Grundbegriffe der daseinsanalytischen Ordnung: Der Fokus Schizophrenie	74
15 Geschichtlichkeit des menschlichen Daseins	77

Zweiter Teil

I	Die Sozialpsychiatrie und der Fall – Das Erfahren des Fremden ...	89
II	Die Familie Wellke	95
1	»Beim Bundeswehr wollte ich ziemlich weit weg« – Verdacht auf eine Ablöseproblematik bei Frank Wellke	95
2	Inkonsequenz der Erfahrung beim Eintritt ins Militär	97
3	Die psychiatrische Sicht: Erstmanifestation einer »schizophrenen Psychose« bei Frank Wellke und ihr weiterer Verlauf	110
4	Vier unterschiedliche Versionen in der Familie Wellke zu den Umständen des Ausbruchs einer schizophrenen Psychose	116
5	Fallspezifische Besonderheiten im Krankheitsverlauf	117
	5.1 Interventionen der Eltern	117
	5.2 Franks Aufenthalte in der Werkstatt für Behinderte	118
	5.3 Franks Kampf um Autonomie	120
6	Erkenntnisse aus der Rekonstruktion der psychiatrischen Karriere Frank Wellkes	121
7	Genogrammarbeit im Hildenbrand-Stil: Grundlagen	124
	7.1 Welche Daten werden erhoben? – Warum von drei Generationen?	124
	7.2 Zusammenfassung zu den Grundlagen der Genogrammarbeit in meinem Stil	128
8	Genogrammarbeit zur Familie Wellke	130
	8.1 Erhebung zur ersten Generation der Familie Wellke	131
	8.2 Erhebung zur zweiten Generation der Familie Wellke	138
	8.3 Erhebung zur dritten Generation der Familie Wellke	144
9	Brennpunkte des In-der-Welt-seins der Familie Wellke	144
	9.1 Eisental und das Verhältnis des Ehepaars Wellke zu diesem Dorf	145
	9.2 Die Verwandtschaft	149
	9.3 Das Haus	151
	9.4 Das Zimmer	155
	9.5 Ein Rundgang mit Frank durch das Dorf	156
	9.6 Erfinden und dichten	158
10	Daseinsanalytische Interpretation	167
	10.1 Die Patientenperspektive	167
	10.2 Die Familienperspektive	168
	10.3 Familiäre und individuelle Bewältigungsmuster	169
	10.4 Der Ertrag der Mehrgenerationenperspektive	170
11	Der Bezug des untersuchten Falls zu den bekannten Langzeitverlaufs- studien im Fall von Schizophrenie	171

Dritter Teil

I	Therapeutische Möglichkeiten	175
1	Anthropologische Psychiatrie (Daseinsanalyse) und Sozialpsychiatrie	175
2	Anmerkungen zum Thema Zeit in der Psychiatrie	176
3	Daseinsanalyse	178
4	Gemeindepsychiatrie	179
5	Genogrammarbeit: Leistungsfähigkeit und Grenzen	180
6	Familietherapie	182
7	Unkonventionelle Formen der stationären Behandlung	187
	7.1 Alltag als Therapie, eine prototypische Einrichtung und weitere Beispiele	187
	7.2 »Accommodation« und »Care«	193
	7.3 Psychiatrische Familienpflege	198
8	Wird das Fallverstehen überschätzt?	199
	8.1 Spezifika des Fallverstehens in gemeindepsychiatrischen Einrichtungen	200
	8.2 Fallverstehen und Diagnose	202
	8.3 Die wesentliche Frage: Was ist da los?	204
II	Epilog	205

Anhang

	Genogramm der Familie Wellke	210
	Literatur – Filme – Lieder	212
	Personenregister	222
	Sachregister	224

»Unser Leben ist nur *als Leben*, insofern es in einer Welt lebt.«
(Heidegger, 1919/1920, S. 34)

Vorwort von Michael Konrad

Vor fünfzig Jahren kam die traditionelle Psychiatrie auch in Deutschland in Bewegung. Mindestens eine Dekade später als in den anderen entwickelten Industrieländern und mit einer schweren Hypothek belastet: die Ermordung, Sterilisierung und das organisierte Hungersterben Zigtausender psychisch erkrankter und geistig behinderter Menschen. Die psychiatrischen Anstalten hatten wieder ein Stück Vertrauen der Bevölkerung zurückgewonnen, nicht zuletzt durch die sich etablierenden Psychopharmaka als erste medizinisch begründete Therapieform. Und nun standen sie schon wieder unter Kritik – vor allem durch die Veröffentlichungen amerikanischer Soziologen, die wie Erving Goffman die Entpersönlichung durch totale Institutionen vor allem am Beispiel psychiatrischer Anstalten beschrieben oder wie der Labelling-Ansatz psychische Erkrankungen als reine gesellschaftliche Zuschreibungen betrachteten.

Die Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenheilkunde (DGPN) als berufsständische Vertretung hatte daher massive Probleme mit einer Untersuchung, die einen vom Bundestag in Auftrag gegebenen Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland erstellen sollte. Nur durch den Elan der sozialliberalen Reformära und das Engagement einiger Universitätspsychiater der Nachkriegsfolgeneration wie Heinz Häfner und Caspar Kulenkampff kam der Bericht (Bundesregierung, 1975) zustande, der dann als Psychiatrie-Enquete Furore machte und den in Deutschland vorhandenen psychiatrischen Anstalten Zustände bescheinigte, wie sie typisch sind für »totale Institutionen« (Goffman, 1968). Das große Verdienst der Enquete ist, die psychiatrische Versorgung in das gesellschaftliche Bewusstsein gebracht zu haben. Der Nachteil war, dass sich der Blick auf Zustände von Institutionen im Sinne von totalen Institutionen richtete und die psychiatrische Praxis der niedergelassenen sowie der Anstaltspsychiater in den Hintergrund rückte. Obwohl Häfner sich als Theoretiker der Daseinsanalyse profiliert hatte, verlor er in der Phase der Reformpsychiatrie die Besonderheit des Einzelfalls aus dem Blick. Der Fokus lag nun darauf, eine gemeindeintegrierte Einrichtung wie das Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim aufzubauen, das sich mehr auf die neuen Zielgruppen psychisch erkrankter Menschen spezialisierte als auf chronisch Psychose Kranke.

Das Geschäft der Versorgung psychisch kranker Menschen wurde im Zuge der Psychiatrie-Enquete von jungen Fachkräften übernommen, zu denen sich aufgrund des damaligen Ärztemangels vor allem Psychologen und Sozialarbeiter gesellten. Es waren meist politisierte Berufsanfänger, deren Impetus es war, psychisch kranken Menschen aus den elenden Verhältnissen herauszuhelfen. Organisatorisch schlossen sich die meisten der Deutschen Gesellschaft für Sozialpsychiatrie (DGSP) an, da die DGPN nur Ärzte aufnahm. Aus der italienischen Psychiatrie war der Satz »Freiheit heilt« nach Deutschland geweht und so galt es, die psychisch Kranken sukzessive in die Gemeinde zu begleiten und ihnen damit ein Dasein unter »Normalen« zu ermöglichen. Paradoxe Weise sollte dies durch die *therapeutische Kette* geleistet werden, in der sich die Patienten, in der psychiatrischen Klinik beginnend, von Angebot zu Angebot vorarbeiten, bis sie dann in der eigenen Wohnung und bei einem Arbeitsplatz auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt angelangt sind.

Theoretisch war die Sozialpsychiatrie blank. Die Bibel für die sozialpsychiatrisch Tätigen war (und ist) »Irren ist menschlich« von Klaus Dörner und Ursula Plog (1978; Neuausgabe: Dörner, Bock, Brieger, Heinz, Wendt u. Plog, 2019), in der die Diagnosen mit alltagsweltlichen Namen belegt werden. So wird aus der Schizophrenie der »Sich und andere spaltende Mensch« und aus der Depression der »Sich und andere niederschlagende Mensch«. Die Situation der Menschen mit psychischen Erkrankungen ist nach fünfzig Jahren Reformpsychiatrie nicht mehr elend und menschenunwürdig, aber sie ist dennoch besorgniserregend. Über 200.000 psychisch kranke Menschen leben in betreuten Wohnformen der Eingliederungshilfe, die bis vor kurzem noch über das Sozialhilfegesetz finanziert wurde. Ein sehr geringer Teil psychisch kranker Menschen mit rezidivierenden Psychosen arbeiten auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Jungen psychisch kranken Menschen bleibt eine Berufsausbildung verwehrt und einem Teil bleibt sogar die Arbeit in einer Werkstatt für Behinderte vorenthalten.

Das Buch von Bruno Hildenbrand setzt an diesem Dilemma an. Hildenbrand knüpft an seine sozialpsychiatrischen Wurzeln der psychotischen Erkrankungen als Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit an. Ausgehend von seiner praktischen Arbeit als klinischer Soziologe an der Psychiatrischen Universitätsklinik Marburg bei dem phänomenologischen Psychiatrieprofessor Wolfgang Blankenburg und ausgerüstet mit dem Rüstzeug der phänomenologischen Soziologie seines wissenschaftlichen Lehrers Thomas Luckmann erneuert er den Versuch, die Entstehung »schwerer« psychischer Erkrankungen aus der wechselseitigen Beeinflussung von objektiver und subjektiver Wirklichkeit herzuleiten.

Hildenbrand scheut sich nicht, wissenschaftliche Traditionen aufleben zu lassen, die in der aktuellen Diskussion mindestens ein Nasenrumpfen bewirken.

Der Ausgangspunkt beim jungen Karl Marx mag in der sich kritisch verortenden Sozialpsychiatrie noch durchgehen, auch wenn sich diese lieber am wirtschaftstheoretischen Marx orientiert. Mit dem für die phänomenologische Wissenssoziologie paradigmatischen Satz, dass die Menschen ihre Geschichte machen, aber eben unter vorgegebenen Umständen, erweitert Hildenbrand die Theorie der Affektlogik von Luc Ciompi um die notwendige gesellschaftskritische Dimension. Der phänomenologische Begriff der Lebenswelt wird dadurch geerdet – um nicht zu sagen vom Kopf auf die Füße gestellt. Die subjektive und historische Rekonstruktion der Lebenswelt der »Indexfamilie« Wellke bietet der Sozialpsychiatrie eine Vorlage, die sie für die Weiterentwicklung ihrer Theorie und Praxis dringend benötigt.

Die Orientierung an Heidegger wird mehr als Naserümpfen hervorrufen. Aus meiner Sicht wäre dieser Rückgriff nicht unbedingt nötig gewesen, bietet doch die Theorie der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit von Berger und Luckmann ausreichend theoretischen Hintergrund, um die subjektive Verarbeitung der »Sachen« zu erfassen. Aber Heidegger stellt einen guten Anknüpfungspunkt für die sich wieder vermehrt an der anthropologischen Psychiatrie orientierende Gruppe junger Sozialpsychiater dar und die virtuose Handhabung seiner Theorien vermag ihn vielleicht auch in der kritischen Sozialpsychiatrie in ein neues Licht zu setzen.

Dieses Buch ist jedem sozialpsychiatrisch Tätigen (m/w/d) zu empfehlen, der den bio-psycho-sozialen Ansatz theoretisch und praktisch umsetzen will.

Michael Konrad

Vorwort des Autors

Werte Leserin, werter Leser¹,

schön, dass Sie dieses Buch in die Hand genommen haben und in Erwägung ziehen, darin zu lesen. Vorher steht Ihnen ein Hinweis auf Risiken und Nebenwirkungen zu.

Es geht in diesem Buch um Folgendes: Im Alltag geht jedermann von der Annahme aus, dass es eine Differenzierung zwischen mir und den anderen gebe. Ich bin hier, du bist dort. Gegen diese Annahme schreibe ich hier an. Ich behaupte, dass alle in einer gemeinsamen Welt leben, bevor sie sich als Ich und andere differenzieren. Nach meiner Auffassung ist es die Grundlage einer Sozialpsychiatrie, von der gemeinsamen Welt auszugehen und die Ich-andere-Differenzierung anderen Fächern zu überlassen.

Wer gegen den Alltagsverstand anschreibt, hat einen berühmten Vorgänger: Er heißt Sisyphos. Gemäß der griechischen Mythologie war er von den Göttern dazu verdammt, einen Stein den Berg hoch zu wälzen, und kaum war der Stein oben, rollte er wieder den Berg hinunter, und Sisyphos' Elend begann von vorne.

Bei den meisten, die diese Geschichte via Albert Camus kennen, ist hängen-geblieben, dass man sich Sisyphos als glücklichen Menschen vorstellen müsse, weil er zwischendurch ja immer wieder entspannt den Berg hinabsteigen könne. Jedoch, so Camus weiter, könne man sich Sisyphos auch als glücklichen Menschen vorstellen, weil er dieses Schicksal *gewählt* habe. Er hätte es auch bleiben lassen können, die Götter herauszufordern.

Auch ich habe das Schicksal gewählt, gegen den Alltagsverstand anzuschreiben. Wundern Sie sich also nicht, wenn Ihnen in den folgenden drei Buchteilen, insbesondere im ersten, immer wieder Schwierigkeiten entgegenschlagen. Das liegt an der Sache und nicht an meinem Unvermögen oder Unwillen, komplexe Sachverhalte einfach auszudrücken. Mit der Vereinfachung geht die Gefahr der Simplifizierung einher, was auch nichts anderes heißt als Vereinfachung.

1 Bei der Verwendung männlicher Geschlechterformen sind immer alle Geschlechter (männlich, weiblich, diverse) mit inbegriffen. Im Übrigen hat das grammatische Geschlecht mit dem biologischen Geschlecht nichts zu tun (Peter Eisenberg, FAZ 27.02.2018).

Mitunter zitiere ich Philosophen, die ihre komplexen Gedankengänge eins zu eins in Sätze gegossen haben, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wie das wohl bei der Leserschaft ankomme. Zu ihrer Zeit ging das noch, damals gab es noch Respekt vor komplexem Denken und keine Aversion dagegen. So viel zum Inhalt des ersten Teils.

Im zweiten Teil stelle ich die Praxis der Genogrammarbeit anhand eines Falls vor, der mich seit 1981 beschäftigt. Ich gehe also auf die Vorgehensweise in meinem ersten Genogrammbuch (Hildenbrand, 2005a) zurück und erweitere den Ansatz: Die Genogrammarbeit wird jetzt in einen ethnografischen Zugang eingebettet. Zudem verschärfe ich gegenüber meinem dritten Genogrammbuch in Sachen Komplexität (Hildenbrand, 2018b) die Gangart.

Im dritten Teil ziehe ich Konsequenzen aus dem bis dahin Entwickelten. Denn Genogrammarbeit ist kein Glasperlenspiel. Ihren Nutzen erweist sie in der Brauchbarkeit im therapeutischen Prozess, der hier dem Fall entsprechend ein sozialpsychiatrischer ist.

Auch die sozialpsychiatrische Orientierung ist neu gegenüber meinen bisherigen Genogrammbüchern, jedenfalls in Hinsicht auf das Gewicht, welches ich auf dieses Thema lege (Hildenbrand, 2018b). An einem einzelnen Fall, einem Psychriepatienten, spiele ich durch, was man bei ihm und seiner Familie durch solide Genogrammarbeit und all das bewirken könnte, was in die Peripherie der Genogrammarbeit, in die Ethnografie gehört. Diesem Patienten begegnete ich in einem forschenden wie auch in einem sozialpsychiatrischen Kontext.

Ich zeige darüber hinaus, warum im vorliegenden Fall auch ein noch so differenzierter Zugang nichts oder nicht viel bewirken würde. So weiß man wenigstens, wo die eigenen und die vom Fall vorgegebenen Grenzen liegen und wo es angeraten ist, die Ressourcen, über die man verfügt, nicht zu verschleudern. Sie sind knapp genug.

Mitunter stelle ich mir vor, werte Leserin, werter Leser, dass ein Stabhochspringer beim Training die Messlatte nicht erst auf eine Höhe von einem halben Meter über dem Boden legt, sondern weiter oben anfängt. Wäre ich Stabhochspringer, würde ich die Messlatte auf jene Höhe legen, die der Kreismeister erreicht hat. Das ergäbe schon einmal einen Anhaltspunkt. Und auch von Ihnen, werte Leserin, werter Leser, wünsche ich mir, dass Ihre Messlatte nicht zu weit unten liegt. Sonst könnte die Gefahr bestehen, dass Sie sich durch dieses Buch nicht herausgefordert, sondern überfordert fühlen.

So viel zu den Risiken und Nebenwirkungen.

Bruno Hildenbrand

Erster Teil

I Die Verachtung der Lebenswelt auf Grundlage des Cartesianismus: ein Dilemma der Genogrammarbeit und eine Übersicht über den Gang des Buches

Als ich mich ab 1986 unter Anregung von Ulrich Oevermann in kritischem Bezug zur Genogrammarbeit, wie sie von Monica McGoldrick und Randy Gerson (1990) propagiert wurde, daran machte, die Genogrammarbeit mit einem sequenzanalytischen Verfahren zu verbinden, galt die Genogrammarbeit als Reservat von Sozialarbeitern. Von ihnen wurde erwartet, dass sie sich in den lebensweltlichen Zusammenhängen ihrer Klienten auskennen würden. Ärzte und Psychologen fassten diese Perspektive eher mit spitzen Fingern an. Dass es früher einmal die Kunst der Sozialanamnese gab, die man in alten Klinikakten des kantonalen psychiatrischen Krankenhauses Münsterlingen im Kanton Thurgau in der Schweiz noch studieren kann, ist heute weithin vergessen. Sozialarbeiter konnten übrigens bis auf wenige Ausnahmen mit der durch die Genogrammarbeit gegebenen Perspektive, die sie auf ihre Kern-tätigkeit als Sozialarbeiter verwies, nichts anfangen. Ihr vorrangiges Interesse schien es zu sein, »richtige« Psychologen zu werden und eine eigene Praxis zu eröffnen.

Inzwischen hat sich die Situation nicht wesentlich geändert. Unter den Interessenten für eine anspruchsvolle Vorgehensweise bei der Genogrammarbeit finde ich vorwiegend Ärzte und Psychologen. Ganz selten sind Sozialarbeiter dabei, und wenn, dann handelt es sich um einige meiner früheren Schüler.

Dass das von mir weiterentwickelte Verfahren der Genogrammarbeit zu meinem Erstaunen einen Adressatenkreis anregt, von dem ich ursprünglich nicht ausgegangen bin, erkennt man daran, dass es inzwischen in psychotherapeutische Handbücher Eingang gefunden hat, auch in die Zeitschrift »Psychotherapie im Dialog« (s. Hildenbrand, 2019).

Dem aufmerksamen Leser wird ein Widerspruch/Dilemma auffallen: Die Genogrammarbeit ist in meinem Verständnis ein Verfahren mit der Aufgabe, den sozialen Hintergrund eines Patienten, wie er über drei Generationen hinweg im Entwurfshandeln ausgebildet wurde, zu rekonstruieren. Aber: Wie kann ein solches Verfahren für die Belange der Psychotherapie eingesetzt werden, bei der es dem Namen nach um die Psyche eines Menschen geht? Der landläufige

Cartesianismus der Innen-/Außen-Differenzierung² müsste sich an dieser Stelle warnend zu Wort melden.

Da der Begriff des Cartesianismus und die Kritik daran nicht jedermann geläufig ist, will ich kurz ein Beispiel geben:

Die letzte Prüfung in einem Promotionsverfahren an der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Friedrich-Schiller-Universität Jena ist ein Kolloquium. Die Kandidatin verteidigt dort ihre Arbeit. Als Vorsitzender einer Promotionskommission, in der es um eine psychologische Dissertation ging, lernte ich zunächst die Fragestellung der Arbeit kennen: Die Kandidatin wollte herausfinden, was nötig sei, damit ein Teilnehmer an einer Gruppentherapie sich öffne und seine Probleme darlege. Die Kandidatin projizierte in ihrer PowerPoint-Präsentation eine Fülle von mathematischen Tabellen und Diagrammen und gab dann ihr Ergebnis kund: Der kritische Faktor dafür, dass jemand in einer Therapiegruppe sich öffne und seine Probleme darlege, sei der Faktor Zeit. Landläufig und unter Zuhilfenahme des gesunden Menschenverstandes gesprochen: »Je länger jemand an einer Gruppe teilnimmt, desto größer ist die Chance, dass er sich dieser Gruppe öffnet.«

Würde es sich bei diesem Beispiel nicht um eine wissenschaftliche Veranstaltung handeln, die sich in vollständiger Übereinstimmung mit dem *Mainstream* des Fachs Psychologie befindet, würde man an dieser Stelle in Gelächter ausbrechen und feststellen, dass man auf dieses Ergebnis auch durch Nachdenken hätte kommen können. Nach umwegigem methodischem Herangehen kam die Kandidatin ebenfalls zu einem Ergebnis, welches psychologisch dadurch geädelt war, dass ihm Berechnungen, also die aus dem Cartesianismus (*res cogitans/res extensa*) resultierenden Operationen und im Fach eingeführte Computerprogramme zugrunde lagen.

Es ist diese hier von mir tatsächlich beobachtete Mathematisierung der Lebenswelt und die damit einhergehende »Verachtung des Alltagswissens« (Waldenfels, 1980, S. 34.), die Edmund Husserl (1962) in seiner nachgelassenen Schrift über die »Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie« im ersten Kapitel kritisiert (S. 49). Seine weiteren

2 Dieser Dualismus wird üblicherweise René Descartes (1596–1650) zugeschrieben. Allerdings hat bereits Augustinus (354–430) auf der Grundlage einer Innen-/Außen-Differenzierung geschrieben: »Kehr in dein Inneres ein. Geh nicht nach außen, zu dir selbst kehr zurück. Im inneren Menschen wohnt Gott« (1986, S. 72). Vgl. aber dagegen: »Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen« (Matth. 18:20, siehe Lutherbibel, 2017). Die Mathematisierung der Lebenswelt wiederum rechnet Edmund Husserl (1962) Galileo Galilei (1564–1642) zu.

Ausführungen gelten dann dem Ziel, »die Lebenswelt als vergessenes Sinnesfundament« dadurch zu rehabilitieren, dass er dem Vergessen einen Ansatz entgegenstellt, in welchem die Lebenswelt ihr Recht behält.

Mit Cartesianismus-kritischen und anderen Fragestellungen setze ich mich im ersten Teil dieses Buches auseinander. Ich beginne mit Husserls Lebensweltbegriff, der zwar einen anticartesianischen Impetus hat, sich aber immer noch nicht zureichend vom Bewusstsein freimachen kann. Dann gehe ich zu Heideggers Konzept des »In-der-Welt-seins« über, bei welchem immerhin eine Chance besteht, die Entstehung von Sinn nicht im Bewusstsein einzuschließen, sondern den Sinn auch in der Welt zu lokalisieren – eine Überlegung, die nicht auf der Grundlage eines Entweder-oder, sondern eines Sowohl-als-auch anzustellen ist. Das Kind soll hier nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden.

Nachdem diese Grundlagen gesichert sind, kann man getrost die Genogrammarbeit zu den Verfahren der »Psycho«therapie rechnen. Da man es in der Psychotherapie allerdings mit Personen zu tun hat, werde ich mich ausführlich zum Konzept des Selbst auf nichtcartesianischer Grundlage äußern und dabei innerhalb des gesetzten Rahmens, dem der Phänomenologie und des amerikanischen Pragmatismus, bleiben. Zwangsläufig muss dabei auch ein Blick auf das Konzept der Innerlichkeit geworfen werden.

Danach wird es um die Psychiatrie als einem Feld therapeutischen Handelns gehen. Zunächst lasse ich einen Arzt und Psychiater zu Wort kommen: Klaus Brücher (2020) erweitert das von mir so bezeichnete Dilemma der Genogrammarbeit über deren Gebiet hinaus auf den Gesamtbereich psychiatrischen, psychotherapeutischen und psychologischen Wissens und Handelns. Er schreibt, einen anderen als den von mir erwähnten Gedanken zur Lebenswelt aufgreifend: »Das psychologische Dogma verhindert zu verstehen, womit Psychiater, Psychotherapeuten, Psychologen tatsächlich zu tun haben: mit Interaktion und dem Sinn, der in Interaktionen entsteht. Dieser Sinn ist objektiviert in einer Ausdrucksgestalt, er darf nicht verwechselt werden mit subjektiv-psychologischem Sinn«, und weiter: »wird Sinn als ein in der Interaktion Zug um Zug sich herstellendes Produkt begriffen, verändern sich die Perspektive und mit ihr die hergebrachten Auffassungen grundlegend: Bedeutung wird dann zwischen den Interaktanden generiert, mithin nicht in ihnen, weder in ihrer Seele noch in ihrem Gehirn« (Brücher, 2019, S. 1). Brücher schließt hier an die erwähnte Cartesianismus-kritische Tradition an, die seit Helmuth Plessner (1928/1975), Edmund Husserl (1962), Martin Heidegger (1927/1993b), Maurice Merleau-Ponty (1946/1966), Jan Patočka (1991) und Bernhard Waldenfels (1980) besteht. Als Psychiater reduziert Brücher das Thema auf einen Punkt: die Entstehung von Sinn zwischen Therapeut und Patient. Ich als Klinischer Soziologe lege das

Thema breiter an und stelle folgende Fragen in den Vordergrund: In welchem lebensgeschichtlichen Zusammenhang kommt der Patient zur Therapie? Auf welchen therapeutischen Rahmen trifft er? Aus welchen sozialen Kontexten stammt er? Ein Teil dieser Fragen wird in der Genogrammarbeit behandelt. Dort geht es darum, die Muster zu erschließen, mit denen der Patient im Prozess des Aufwachsens konfrontiert war, die ihn heute noch, unter Umständen von ihm modifiziert, leiten oder die er hinter sich gelassen hat und die ihn in seiner Entwicklung unter Umständen fördern oder hemmen.

Es geht im ersten Teil noch um andere Fragen: Von Ludwig Binswanger übernehme ich das Konzept der »missglückten Formen des Daseins«, von Wolfgang Blankenburg die Überlegungen zum Zusammenhang von Biografie und Krankheit. Ideen einer den Naturwissenschaften entnommenen Kausalität werden zurückgewiesen.³ Des Weiteren geht es um die Gestaltung von Heilungsprozessen, wobei das Konzept des Ereignisses und weitere Fragen der Zeit ins Auge gefasst werden. Abgeschlossen wird der erste Teil dieses Buchs mit einer Zusammenstellung der zuvor aufgeführten Grundlagen für die Genogrammarbeit, gefolgt von einer Falldarstellung im zweiten Teil, anhand derer sich im zweiten und dritten Teil diese Grundlagen zu bewähren haben.

Bis zu dieser Falldarstellung ist die Herstellung von Sinn in der Interaktion noch nicht das Thema. Das taucht erst dann auf, wenn die Erhebung von Genogrammdaten auf Widerstand beim Patienten und/oder seinem sozialen Umfeld stößt, sodass dieser Arbeitsschritt im Detail ausgehandelt werden muss. Jedoch können die Ergebnisse der Genogrammarbeit den weiteren therapeutischen Verlauf beeinflussen, ihn fördern oder, wenn nachlässig durchgeführt, behindern. Behinderung tritt ein, wenn in der Genogrammarbeit Muster in voreiligen Schlüssen fixiert und nicht weiter überprüft werden. Des Weiteren steht Interaktion im Anschluss an die Genogrammarbeit im Mittelpunkt, die den Leitfaden für den Gang der therapeutischen Arbeit liefert.

Was hat ein Soziologe mit all dem zu tun? Bei der Antwort auf diese Frage schließe ich Soziologen aus, die ihre Aufgabe darin sehen, den Theorienhimmel in immer grelleren Farben – wie vom Zeitgeist gewünscht – auszumalen. Bei ihnen spielt der Akteur keine Rolle. Patienten, zumal psychisch kranken,

3 Dem Verstehen räume ich in den Humanwissenschaften einen Vorrang gegenüber dem Erklären ein. Nomothetischen Verfahren, also solchen, die dem Wortsinn nach Gesetzen verpflichtet sind, erteile ich zugunsten der Idiografik eine Absage. Damit wird der Einzelfallstudie ein bevorzugter Akzent zugeschrieben. Die diesbezügliche Debatte ist seit Windelbands Straßburger Rektoratsrede 1894 bekannt. Folglich ist die der Forschung angemessene Weise des Schlussfolgerns weder die Induktion noch die Deduktion, sondern die Abduktion (Blankenburg, 1981; Grathoff zur Abduktion, 1970, S. 34 ff.)

begegnen sie wie der Alltagsmensch mit misstrauischer Zurückhaltung, falls nicht die gerade gängige Mode vom Soziologen fordert, sich dem Abweichenden bevorzugt zuzuwenden. Das war in den 1970er Jahren der Fall. Andere Soziologen – und das ist die Minderheit – stellen demgegenüber den Handelnden in den Mittelpunkt ihrer Studien. Die Genogrammarbeit hat, soziologisch betrieben, einen handlungstheoretischen Ansatz.

Jedoch lässt sich das vorliegende Thema nicht in dem schlichten Gegensatz auflösen: Die einen sehen nur Strukturen, während die anderen nur Handelnde sehen. Der Bezug ist komplexer: Handelnde erzeugen Strukturen, die sich objektivieren und auf den Handelnden einwirken, der sich demgegenüber wiederum handelnd verhält. Oder in den Worten der Klassiker formuliert: »Gesellschaft ist ein menschliches Produkt, Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit, der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt« (Berger u. Luckmann, 1970, S. 65). Bei Pierre Bourdieu finden sich vergleichbare Positionen, nur hat er sich im Laufe der Zeit bei der Bewältigung der vorliegenden Thematik überhoben.

Die Genogrammarbeit ist nichts anderes als der Versuch, der von Berger und Luckmann übernommenen Denkfigur im Gegensatz zu einer cartesianischen Herangehensweise, wie oben bei Brücher kritisiert, Geltung zu verschaffen. Jedoch ist ein an Peter Berger und Thomas Luckmann geschulter Soziologe noch keiner, der sich anmaßen kann, Psychotherapeuten in ihre Tätigkeit hineinzureden. Die Orientierung an einer von der Phänomenologie beeinflussten Soziologie ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für die Entwicklung zum Klinischen Soziologen. Hinzukommen muss die strikte Orientierung am Fall, die Ausarbeitung und Anwendung von Methoden der Fallrekonstruktion und äußerste Zurückhaltung bei der Ausmalung des soziologischen Theorienhimmels (ausführlicher: Hildenbrand, 2018a).

Die Orientierung an der Phänomenologie hat für den Soziologen darüber hinaus Konsequenzen: Dem Beispiel Bergers und Luckmanns zu folgen heißt, sich der Lebenswelt als dem selbstverständlichen Grund des Lebens, in anderen Worten der Selbstverständlichkeit der Alltagswelt jenseits der Mathematisierung zuzuwenden und der von Edmund Husserl ausgegebenen Devise zu folgen: »Zu den Sachen selbst«. Allerdings haben sich diejenigen, die diese Botschaft in die Soziologie hineingetragen haben, allen voran Alfred Schütz, an diese Devise nicht gehalten. Bei Schütz beschränken sich die »Sachen« auf seinen Hund Rover und auf das Schreibzeug auf seinem Tisch. In meinem Zugang haben die »Sachen« einen prominenten Stellenwert. Für den Leser dieses Buches bedeutet das, dass er kontinuierlich mit Alltäglichem in Anspruch genommen wird.

Die Aufgabe, die ich mir in diesem Zusammenhang stelle, ist herausfordernd. Ich behandle die Bedeutung der Genogrammarbeit in einem besonderen thera-

peutischen Zusammenhang, dem der Psychiatrie. Das hängt damit zusammen, dass ich dort nicht nur meine wesentlichen praktischen Erfahrungen außerhalb der Soziologie gemacht habe, die später in die Genogrammarbeit gemündet sind. Ich habe dort zudem schon früh Lehrer gefunden, für die die Lebenswelt kein exotisches Thema war, sondern die diese zum Ausgangspunkt ihrer theoretischen psychiatrischen Arbeiten machten.

Die entscheidenden Stichworte lauten: Anthropologische Psychiatrie und Daseinsanalyse. Diese Stichworte rufen folgende Klassiker auf den Plan: Martin Heidegger, Ludwig Binswanger, Viktor von Weizsäcker, Wolfgang Blankenburg und Karl Jaspers. Die Werke dieser Autoren stehen quer zu den Erwartungen der heutigen Zeit, in der schneller Konsum im Zentrum steht. Es findet sich in den Texten, auf die ich mich beziehe, selten ein Satz, dessen Sinn sich bereits bei einmaligem Lesen erschließt. Einfacher formuliert: Heidegger und Binswanger verhalten sich zu den heutigen (vom Publikum – oft – erwarteten) Schreibstilen wie Paul Bocuse zu McDonald's.

In diesem Buch werde ich mich also darum bemühen müssen, die angemessene Spannung zwischen einem Wiederkäuen infrage kommender philosophischer Positionen und dem Thema der Genogrammarbeit zu halten. Man kann das auch einen Spagat nennen, und möglicherweise bietet die narrative Form eine Möglichkeit, diesen Spagat zu bewältigen. Das wird sich zeigen. Eingestreute Fallbeispiele sollen mir obendrein helfen, diesen Spagat zu halten. Des Weiteren werde ich, wie bereits erwähnt, im zweiten Teil dieses Buches an einem Fallbeispiel zeigen, wie sich die vorgeführten theoretischen Positionen am Fall erkennen und demonstrieren lassen und wie sie das Verstehen der vorliegenden Problematik befördern. Um diesen Kern herauszuarbeiten, werde ich zunächst Fragen der Versorgungspolitik ignorieren.

II Grundlagen aus der Phänomenologie

1 Zu den Sachen selbst

Während Phänomenologen gern davon künden, dass ihre Parole »zu den Sachen selbst« sei, schreiben sie meist *über* die Sachen, sofern sie keine Kliniker sind. Was aber heißt »Sachen«? Sind das die Tatsachen, die der Positivist sich vorstellt, also alles, was zähl-, mess- oder wiegbar ist, oder sind das die Tat-Sachen, die durch sinnhaftes menschliches Handeln zustande kommen und sich dann objektivieren?

Es entspricht der Vorgehensweise einer an der Phänomenologie orientierten Soziologie, mit einer Frage nach der Verwendungsweise des Wortes »Sachen« im Alltag zu beginnen: »Wo und wie spricht man im Alltag von Sachen?« Zum Beispiel muss man alltagssprachlich, bevor man zu einer Wanderung aufbricht, seine Sachen zusammensuchen. Dazu gehören Wanderstöcke, Wasserflasche, eine Regenjacke etc. Wer von Sachen spricht, kann damit Gegenstände konkreter als auch ideologischer Art (»unsere Sache«) meinen. Es kommt auf den situativen Umgang an: Was es mit den Sachen auf sich hat, merkt man erst, wenn man seinen Wanderstock verloren hat und das Gelände und die gesundheitliche Verfasstheit des Wanderers einen Stock erfordern. Er prüft dann das dort Herumliegende oder -wachsende darauf, ob es sich als Wanderstock eigne. Hat er etwas gefunden, das einem Wanderstock ähnlich sieht, richtet er es so zu, dass es als Stock dienen kann. Die auf einen Blick zu erkennende Differenz zwischen einem fabrikmäßig oder behelfsmäßig zugerichteten Stock wird er erfahren, wenn er mit dem behelfsmäßigen Stock ein besseres Restaurant betritt: Er handelt sich skeptische Blicke des Personals ein, und man wird ihm so lange skeptisch begegnen, bis er den Beweis erbracht hat, ein »normaler« Gast zu sein. Das heißt: In der Interaktion erhält das Gerät seine Bedeutung. Der Kellner mag deuten, dass sich der Benutzer eines abgebrochenen Asts als Notbehelf für einen Gehstock vielleicht einen solchen nicht leisten kann und entsprechend wenig kreditwürdig ist. Die Kellnerin sieht darin hingegen möglicherweise etwas ganz anderes: dass der Gast sich beim Wandern vielleicht den Fuß verstaucht und demzufolge ein Hilfsmittel hergerichtet hat etc. Jede dieser Deutungen zieht unterschiedliche Handlungen nach sich. Als Fazit ergibt

sich daraus: Man benötigt den dazugehörigen Verweisungszusammenhang (Kontext), um den angezeigten Sinn zu erfassen. Oder anders formuliert: Man kann aus den am Beispiel eines Alltagsgegenstandes gemachten Beobachtungen den Schluss ziehen, dass es wenig sinnvoll ist, die Lebenswelt gegen die naturwissenschaftlich objektivierete Welt auszuspielen.

Um dieses Thema abzukürzen, will ich nun auf die Voraussetzungen eingehen, die mit einer Ignoranz gegenüber den »Sachen«, wie sie soeben beschrieben worden sind, verbunden sind: Husserl fordert für die Naturwissenschaften, dass sie ihre Begriffe im Alltag gründen. Jedoch verwenden nicht nur die Naturwissenschaften, sondern auch die Sozialwissenschaften, die wissenschaftstheoretisch im 19. Jahrhundert stecken geblieben sind, Begriffe, die im Alltag nicht geerdet sind. Dazu ein Beispiel: In der Interaktionsprozess-Analyse von Robert Bales (1951) wird unterschieden zwischen »instrumentalen/aufgabenorientierten« einerseits sowie »sozio-emotionalen Gegebenheiten« andererseits. In den damit vorgegebenen zwei Rubriken wiederum tauchen folgende Kategorien auf, nach denen ein beobachtetes Verhalten eingeschätzt werden soll: »zeigt Solidarität/ zeigt Spannungsreduktion«. Das ist ein Beispiel für jene Begriffe, deren Sinn und Bedeutung nicht aus der Beschreibung stammen und die auch nicht durch die Erfahrung kontrolliert werden können. Gleichwohl gilt es als wissenschaftlich, wenn man mit dieser Form von Interaktionsprozessanalyse hantiert. Dazu heißt es bei Husserl (1910/1965, S. 30; Szilasi, 1965, S. 78): »Die Psychologie, ohne Grundlegung der gegenstandsbestimmenden Begriffe, kann ebenso wenig exakt sein, wie es eine Physik wäre, die sich mit der alltäglichen Bedeutung von ›schwer‹, ›warm‹ usw. begnügt.«⁴ Das könnte auch als Kommentar zu Bales gelesen werden. Erst die Ethnomethodologie hat auf dem Weg über Alfred Schütz dieser Kritik Rechnung getragen. Bei Gadamer (1999) findet Schütz als Soziologie betreibender Philosoph wenig Anerkennung. Umgekehrt gilt das für Schütz und seine Schüler genauso. Vielleicht muss man die Sache nicht so hoch hängen, denn: Die natürliche Welt kann sich in ihr Gegenteil verkehren, wie ich weiter unten zeigen werde.

Was folgt aus der Annahme, dass das Bewusstsein der Welt nicht gegenübergestellt ist? Wenn das Bewusstsein nicht der Welt gegenübersteht, dann ist es unweigerlich *in der Welt*. Ich werde mich nun ausführlich mit der Konsequenz dieser Setzung auseinandersetzen.

4 Ich erinnere an mein oben gegebenes Beispiel eines Dissertationskolloquiums in Jena. Der entsprechende psychologische Begriff ist dort »sich öffnen«.

2 In-der-Welt-sein

Steht im cartesianischen Denken der Mensch aufgrund der dort angenommenen Spaltung von Innen- und Außenwelt der Welt *gegenüber*, so ist im Cartesianismuskritischen Denken, namentlich in der Daseinsanalyse Heideggers, aber auch in anderen bereits erwähnten Ansätzen der Mensch *in der Welt*. *In der Welt sein* heißt: Dem Handelnden steht die Welt nicht gegenüber, sondern der Handelnde ist mittendrin und zudem umgeben von anderen. »Unser Leben ist nur *als* Leben, insofern es in einer Welt lebt«, denn »das Leben ist etwas, das nicht erst noch etwas zu suchen brauchte« (Heidegger, 1993a, S. 34).

In dieser Welt findet Heidegger die *Umwelt* (»Landschaften, Gegenden, Städte und Wüsten«), die *Mitwelt* (»Eltern, Geschwister, Bekannte, Vorgesetzte, Lehrer, Schüler, Beamte, Fremde, der Mann da mit der Krücke, die Dame drüben mit dem eleganten Hut, das kleine Mädchen hier mit der Puppe«), die *Selbstwelt* (»sofern das gerade mir soundso begegnet und meinem Leben gerade diese meine personale Rhythmik verleiht«, S. 33).⁵ Diese Zitate machen deutlich, dass Heidegger die Welt um das handelnde Individuum herum, das Selbst, wie er es nennt, aufbaut. Damit wird das Individuum zusammen mit seinem Leib zum Zentrum der Orientierung. Es ist die Welt der *Sorge*, die das Dasein konstituiert, bzw. der »Relevanzen«, um einen Begriff von Alfred Schütz (1971b) zu verwenden. Was in dieser Welt *begegnet*, erhält seinen Sinn von dem *Verweisungszusammenhang*, in dem es *situativ* begegnet:

»In dem Zimmer da ist es *der* Tisch da (nicht ›ein‹ Tisch neben vielen anderen in anderen Zimmern und Häusern), an den man sich setzt *zum* Schreiben, Essen, Nähen, zum Spielen. Man sieht es ihm, z. B. bei einem Besuch, gleich an: Es ist ein Schreibtisch⁶, Esstisch, Nähtisch; primär begegnet er so an ihm selbst. Der Charakter des ›zu etwas‹ wird ihm nicht erst zugeschoben aufgrund

5 Dem Soziologen kann diese eher grob zu nennende Einteilung nicht genügen, zwischen Eltern und Beamten bestehen kategoriale Unterschiede, die in der Soziologie als Unterschiede zwischen einer diffusen und einer spezifischen Sozialbeziehung abgehandelt werden (Funcke u. Hildenbrand, 2018). Differenzierteres findet der Soziologe darüber hinaus bei Alfred Schütz (1971a) bzw. bei Alfred Schütz und Thomas Luckmann (»The Structures of the Life-World«, deutsch: »Strukturen der Lebenswelt«, 1979, 1984). Auf Details kommt es hier nicht an, nur auf die Grundzüge, die für meine Ausführungen elementar sind. Zur Berechtigung, Ausschnitte aus einem Werk von Schütz in einem Atemzug mit Heidegger zu erwähnen, sei erwähnt, dass Schütz (wie auch Luckmann) dessen Arbeiten gewürdigt haben.

6 Jeder beliebige Tisch kann zu einem Schreibtisch werden. Ob er zum Schreibtisch wird, kommt auf die Umgebung an. Ein Tisch, der sonst in der Großküche eines Hotels steht, wird in dem Augenblick zum Schreibtisch, in dem er, um daran zu schreiben, in einem anderen Raum platziert wird. So viel zur Bedeutung des Kontexts. Ich werde darauf zurückkommen.